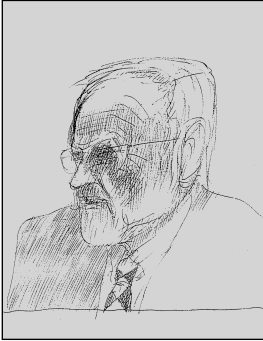


Gerd Spittler

Die Fellowkarawane



Geboren 1939 in Donaueschingen. Studium der Soziologie, Ethnologie, Volkswirtschaft und Geschichte an den Universitäten Heidelberg, Hamburg, Bordeaux, Basel und Freiburg. 1980–88 Professor für Soziologie an der Universität Freiburg. Seit 1988 Professor für Ethnologie an der Universität Bayreuth. Gastprofessuren in Niamey (1984) und Indiana University (1994). Zwischen 1967 und 1997 zahlreiche Forschungsreisen nach Westafrika. 1990–99 Sprecher des Graduiertenkollegs „Interkulturelle Beziehungen in Afrika“. Seit 1. Juli 2000 Sprecher des SFB/FK 560 „Lokales Handeln in Afrika im Kontext globaler Einflüsse“. Buchpublikationen u. a.: *Verwaltung in einem afrikanischen Bauernstaat*. (Wiesbaden, 1981). *Handeln in einer Hungerkrise* (Opladen, 1989). *Hirtenarbeit* (Köln, 1998). Aufsätze zu Karawanen: „European Explorers as Caravan Travellers in the West Sudan.“ *Paideuma* 33, (1987): 391–406. „Führer und Karawane in der Wüste.“ In *Macht und Recht. Festschrift für Heinrich Popitz*, herausgegeben von Hans Oswald, 175–195 (Opladen: Westdeutscher Verlag, 1990). – Adresse: Universität Bayreuth, Lehrstuhl für Ethnologie, 95440 Bayreuth.

Karawanen

Forschungsreisen ragen aus dem Alltag heraus, sie verfolgen große Ziele. Für eine längere, aber doch begrenzte Zeit lösen sich die Forscher aus ihrer normalen Lebenswelt, aus ihren wissenschaftlichen Institutionen und familiären Bezügen, um sich auf ein großes Ziel zu konzentrieren. In früheren Jahrhunderten gab es zwei organisatorische Formen für solche Forschungsreisen: die Expedition und die Karawane. Expeditionen waren auf ein einheitliches Ziel hin orientiert. Sie waren straff und hierarchisch ausgerichtet, verfügten über eine elaborierte technische Ausrüstung und oft über moderne Transportmittel. Vorbild waren militärische Organisationen. Beispiele für solche Expeditionen sind die Schiffsexpeditionen des

18. und 19. Jahrhunderts, aber auch große, meist staatlich organisierte Inlandsexpeditionen.

Im Vergleich zu Expeditionen sind Karawanen sehr viel loser strukturiert. Zwar gibt es einen Karawanenführer, aber er verfügt im Vergleich zu einem Expeditionsleiter über wenig Macht. Er kann die Mitglieder einer Karawane auswählen und bestimmt den Weg, aber er organisiert die Weggenossen nicht im Hinblick auf ein gemeinsames Ziel. Jeder Teilnehmer hat seine eigenen Motive und pflegt seine eigenen Kontakte, innerhalb und außerhalb der Karawane. Eine Karawane ist wie ein Omnibus, bei dem der Fahrer die Richtung bestimmt, jeder Fahrgast aber eigene Ziele verfolgt. Im Gegensatz zu den Fahrgästen eines Omnibusses leben die Teilnehmer der Karawane monate- oder jahrelang zusammen. Auch sitzen sie nicht in einem Auto, sondern reiten auf Kamelen. Ihre technische Ausrüstung ist im Vergleich zur Expedition sehr begrenzt. Karawanen haben entschieden archaische Züge, und das schon im letzten Jahrhundert. Interessanterweise waren aber die Forschungen der Reisenden, die die Karawane wählten, meist ergiebiger als die der Expeditionen und haben bis heute ihren Wert behalten.

Ein Vergleich der Forschungsergebnisse der „Mission Saharienne“ mit Heinrich Barth ist hier instruktiv. Die „Mission Saharienne“ war die größte und teuerste wissenschaftliche Expedition, die im 19. Jahrhundert von Frankreich ausgesandt wurde. Über 5000 Gepäckstücke wurden auf 1000 Kamelen durch die Sahara transportiert. Es wurden naturwissenschaftliche Sammlungen angelegt, der ethnographische Ertrag war jedoch mager. Heinrich Barth dagegen, der 50 Jahre zuvor das gleiche Gebiet bereist hatte, legte in seinen fünfbandigen „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849 bis 1855“ ein Werk vor, das aufgrund seiner kühnen Einsichten und seiner großen Gelehrsamkeit auch heute noch das Standardwerk zu diesen Gebieten bildet. Barth reiste mit afrikanischen Karawanen. Sein Gepäck, zu dem immerhin ein Schreibstisch gehörte, ließ sich auf ein einziges Kamel laden.

Wenn Barth monatelang mit einer afrikanischen Karawane reiste, lernte er viele Personen unterschiedlicher Herkunft und je eigenen Zielen kennen: islamische Gelehrte, die von der Mekkapilgerreise zurückkehrten, weitgereiste Händler, Soldaten und Hofbeamte in politischer Mission, Stammesführer, aber auch Kameltreiber und Sklaven. Die Karawanenmitglieder kamen aus verschiedenen Ländern Afrikas, sie gehörten zu unterschiedlichen ethnischen Gruppen und sprachen viele Sprachen. Die monatelange gemeinsame Reise bot ideale Bedingungen, um Gespräche zu führen: Alle waren hier aus ihren normalen sozialen Bezügen herausgelöst, alle hatten Zeit, sich kennenzulernen und Gespräche über Wochen und Monate hinweg zu vertiefen. Zwar ritt jeder tagsüber allein auf sei-

nem Kamel, aber man konnte sich zeitweilig zusammenschließen und miteinander sprechen. Abends, im Lager, ergab sich die Gelegenheit, die Bekanntschaft weiter zu pflegen, andere zum Essen einzuladen und sich mit ihnen zu unterhalten.

Barth lernte auf seinen Karawanenreisen fünf afrikanische Sprachen, so daß er sich während dieser fünf Jahre immer ohne Dolmetscher unterhalten konnte. Er erhielt viele Informationen über Handelsbeziehungen, über die islamische Ausbreitung in Westafrika, über historische Zusammenhänge, über das Alltagsleben in Afrika. Er knüpfte Freundschaften, die über die Zeit der Karawane hinaus anhielten. Wenn er Jahre später einen Freund in weit entfernten Städten traf, genoß er dessen Gastfreundschaft, und es wurden ihm Kontakte in der fremden Stadt vermittelt.

Die Intensität der Kontakte mit anderen Mitgliedern der Karawane stand in scharfem Kontrast zu den Heimatbeziehungen. Es gab keine Nachrichten aus Europa. Die seltenen Briefe, die Barth erhielt, waren Monate alt. Er versuchte zwar eine Korrespondenz mit anderen Wissenschaftlern in Europa aufrechtzuerhalten, konnte aber kaum mit einer Antwort rechnen. Er war auf sein früher erworbenes Wissen angewiesen, da er nur wenige Bücher mitnehmen konnte. Seine Gedanken waren vor allem durch die aktuellen Wahrnehmungen und Beziehungen beeinflusst. Er vertraute sie seinem sorgfältig geführten Tagebuch an, von dem er hoffte, daß es ihn im Falle seines Todes, mit dem er immer rechnen mußte, überleben würde. Tagsüber machte er sich Notizen auf dem Kamel, abends übertrug er sie in eine Kladde, bei längeren Aufenthalten arbeitete er sie zu einem fertigen Bericht aus. Dieser Bericht war zwar an einem Lesepublikum in Europa orientiert, aber die aktuellen Eindrücke und Gedanken, die von den europäischen Erfahrungen erheblich abwichen, besaßen ein großes Gewicht und prägten seine Niederschrift.

Die Fellowkarawane

Was haben die Fellows mit einer Karawane gemeinsam? Vieles, wenn auch nicht alles. Sie werden vom Rektor für eine zehnmonatige Reise ausgewählt. Sie kommen von überall her und sprechen viele Sprachen. Sie lösen sich aus ihren heimatlichen Institutionen und sind hier für neue Eindrücke offen. Sie sind neugierig auf die Fellows aus anderen Ländern und anderen Disziplinen und bereit, von ihnen zu lernen. Sie schließen Freundschaften, die die Zeit des Aufenthaltes überdauern. Jeder konzentriert sich auf ein selbstgewähltes Projekt und ist keinem gemeinsamen Organisationsziel verpflichtet. Jeder arbeitet für sich allein, aber er hat die Möglichkeit, bei den gemeinsamen Mahlzeiten oder im kleinen Kreis

Gespräche zu initiieren, über eine gewisse Zeit fortzusetzen und sie wieder zu beenden. Diese lockere Form erweist sich als überaus fruchtbar.

So groß die Gemeinsamkeiten zwischen Karawane und Fellows sind, so gibt es doch auch erhebliche Unterschiede. Die Dienste für die Fellows sind unvergleichlich viel besser als bei der Karawane. Wo sich Barth mit einem kargen und schlecht zubereiteten Essen zufrieden geben mußte, werden die Fellows mit einer hervorragenden Küche verwöhnt. Wo er sich mit wenigen Werken zufrieden geben mußte, werden den Fellows die Bücherwünsche von den Augen abgelesen und sie finden die Bücher wie herbeigezaubert in einem Regal. Wo Barth auf dem Kamel reitend seine Notizen machte, steht jedem Fellow nicht nur ein Schreibtisch und ein PC zur Verfügung, sondern auch Helfer und Helferinnen, die sein Ungeschick kompensieren. Wo Barth mit Hilfe von Sklaven diverse afrikanische Sprachen lernte, steht hier ein qualifizierter Übersetzungsdienst zur Verfügung. Wo Barth seine Forschungen unter Lebensgefahr durchführte, werden die Fellows beschützt und umsorgt. Sie können allenfalls durch ein Wildschwein im Grunewald erschreckt werden. Wo Barth im Abstand von Monaten Nachrichten aus der Heimat erhielt, kann der Fellow per Brief, Telefon, Fax, E-Mail und Flugzeug mit seiner Heimatinstitution ständig in Kontakt bleiben.

Mit anderen Worten: Das Wissenschaftskolleg ist keine archaische, sondern eine moderne Institution. Nachdenken und Schreiben lassen sich freilich nicht modernisieren, sondern bleiben so archaisch wie eh und je. Sie bedürfen der Einsamkeit, der Distanz und der Zeit, alles Dinge, die gerade den etablierten und erfolgreichen Wissenschaftlern fehlen. Das Wissenschaftskolleg bietet im Prinzip eine einmalige Chance, in der Distanz zum universitären Alltag ein großes Werk zu schreiben. Aber die moderne Technik hilft dabei nicht nur, sondern sie kann dieses Unternehmen auch zunichte machen. Wer morgens und abends je eine Stunde lang E-Mails liest und schreibt, wer seine Kontakte täglich per Telefon pflegt, wer das Flugzeug nutzt, um zu Konferenzen, Prüfungen, Habilitationssitzungen und Talkshows zu reisen, wer in der Post jede Woche ein Projekt zur Begutachtung vorfindet, dessen Zeit für die Arbeit an einem wissenschaftlichen Werk schrumpft nicht nur, sondern, gravierender noch, dessen Distanz zum wissenschaftlichen Alltag schwindet.

Die moderne Technik macht es möglich, überall gleichzeitig zu sein, statt sich wie die Karawane auf eine Reise außerhalb der Grenzen von alltäglichem Raum und Zeit zu begeben. Die Technik macht es möglich, aber sie erzwingt es nicht. Hinzu kommen der mehr oder weniger sanfte Druck, die Verlockungen, die Eitelkeit. Von einem, der sich ein Jahr lang am Wissenschaftskolleg aufhält, weiß man, daß er Reputation und Zeit hat. Man kann ihn also mit Gutachtenwünschen eindecken. Man kann sich durch

eine Einladung an ihn schmücken. Der Fellow genießt die Aufmerksamkeit, die er findet, und hält gerne Vorträge. Er möchte seinen Einfluß an der Heimatuniversität nicht verlieren; er zeigt sich dort oder interveniert aus der Ferne.

Arbeitsbericht

Über Karawanen habe ich früher geforscht und auch an einer Saharakarawane teilgenommen. Während meines Aufenthaltes am Wissenschaftskolleg waren aber nicht Karawanen mein Forschungsthema, sondern die „Anthropologie der Arbeit“. Das Thema beschäftigt mich schon seit Jahren. Zusammen mit meinen Mitarbeitern an der Universität Bayreuth habe ich dazu viele Untersuchungen in Afrika durchgeführt. Jetzt geht es darum, das Thema in einer allgemeineren Perspektive zu untersuchen. Die anthropologische Tradition des 19. Jahrhunderts (u.a. Fourier, Marx, Bücher, Weber) soll mit der ethnologischen Theoriebildung und ethnographischen Forschung des 20. Jahrhunderts verknüpft werden. Nicht die Industriearbeit steht im Mittelpunkt dieser Unternehmung, sondern die Arbeit von Jägern und Sammlern, von Hirten und Bauern und von Handwerkern. Aus deren Sicht soll die industrielle und postindustrielle Arbeit untersucht werden, nicht umgekehrt. Auch geht es darum, Arbeit wieder als menschliches Handeln zu verstehen und sie aus ihrem reduktionistischen Korsett zu befreien. Arbeit wird durch institutionelle, ökonomische, technische und ökologische Faktoren beeinflusst, aber nicht determiniert. Die Rationalität und die Ethik der Arbeit stehen in einem kulturellen Kontext. Arbeit beansprucht Körper und Geist, sie erfordert Kompetenzen und Ausdauer, sie wird erlitten und genossen.

Zwar sind die wichtigsten Vorarbeiten geleistet, doch konnte ich das Buchmanuskript „Anthropologie der Arbeit“ leider nicht fertigstellen. Der Artikel „Work: Anthropological Aspects“ für die Neuedition der *Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences* ist ein Nebenprodukt dieses Unternehmens. Im Wissenschaftskolleg erhielt ich viele Anregungen für mein Thema. Einige Fellows (Sebastian Conrad, Elizabeth Dunn, Jürgen Kocka, Elisio Macamo) beschäftigten sich direkt mit dem Arbeitsthema. Ebenso wichtig waren Überraschungen aus anderen Disziplinen, die nichts direkt mit dem Arbeitsthema zu tun hatten: Rationalität und Magie bei den Vorsokratikern (André Laks), die Umwelt des Gelehrten (Gadi Algazi), die Schule als Unterrichtsinstitution (David Olson), kultureller Pluralismus (Rick Shweder), die Evolution von Sprache (Ray Jackendoff).

Von einer aus Ökonomen (Marcello de Cecco, Dieter Sadowski, Stefan Voigt, Hans-Jürgen Wagener) und Ethnologen/Soziologen (Elizabeth

Dunn, Elisio Macamo, Rick Shweder) zusammengesetzten Arbeitsgruppe *work and consumption* hatte ich mir direkte Anregungen erhofft. Hier lernte ich aber vor allem, wie unterschiedlich Ökonomen und Ethnologen denken und wie schwierig das interdisziplinäre Gespräch ist.

Ich habe am Wissenschaftskolleg nicht nur über Arbeit geforscht. Bei Vorträgen und Aufsätzen über „Ibn Khaldun“, über „Teilnehmende Beobachtung in der Ethnologie“, über „Lokale Vitalität und Globalisierung“ profitierte ich von Gesprächen mit Fellows. Über den Fellows dürfen aber auch die Anregungen nicht vergessen werden, die ich in Berlin von Kollegen und Kolleginnen der Freien Universität, der Humboldt-Universität, des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, des Zentrums für Moderner Orient erhielt. Zur Karawanensituation gehören auch die individuellen Kontakte, die jeder Teilnehmer an den Halteplätzen knüpft. Berlin bietet hier ungewöhnlich vielfältige und reiche Chancen.

Ich habe mich bemüht, dem Karawanenideal gerecht zu werden und Distanz zur Heimatuniversität zu halten. Wenn das Wissenschaftskolleg so großzügig war, einen Vertreter für meinen Lehrstuhl an der Universität Bayreuth zu finanzieren, dann sollte dieser auch alle Rechte und Pflichten wahrnehmen und mir eine reale Abwesenheit erlauben. Ich konnte und wollte mich allerdings nicht der Aufgabe entziehen, einen von mir initiierten Sonderforschungsbereich (Kulturwissenschaftliches Forschungskolleg) „Lokales Handeln in Afrika im Kontext globaler Einflüsse“ durch die Begutachtungsphase zu begleiten. Er wurde schließlich am 1. Juli 2000 eingerichtet und wird einen guten Teil meiner Arbeitskraft bei meiner Rückkehr nach Bayreuth absorbieren. In Zusammenarbeit mit dem Wissenschaftskolleg und der Universität Bayreuth unterstützte ich auch den Aufbau des von dem früheren Fellow Mamadou Diawara gegründeten Forschungszentrums „Point Sud“ in Bamako, das sich der Untersuchung des lokalen Wissens und der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses in Afrika widmet.